

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

84 (9.4.1927) Wissenschaft und Bildung

Alfred Kubin

Zum 50. Geburtstag des Künstlers am 10. April
Von Will Scheller

Um Verwechslungen vorzubeugen: mit Kubismus hat der Künstler, von welchem hier gehandelt werden soll, ebensowenig zu tun wie mit irgendeinem anderen zeitlich festliegenden Programm. Alfred Kubin, am 10. April 1877 in Leitmeritz geboren, steht nämlich durchaus fern von jeder sogenannten Richtung und außerhalb der vergänglichen Zusammenrottung von Menschen und Worten, die der Öffentlichkeit gegenüber das künstlerische Leben vorzustellen streben, meist nur Zweckverbindungen sind, aus dem mehr oder minder unbewußten Gefühl heraus entstanden, die Schwäche der Einzelkraft durch eine letzten Endes doch nur äußerliche Gemeinsamkeit auszugleichen. Kubin hat mit solchen Verbindungen ganz unbegründeten Streben nichts gemein, es ist vielmehr ein besonderes Kennzeichen seines Wesens und Lebens, daß er bis auf diesen Tag für sich allein dem Chaos der Erscheinungen getrotzt hat, das auf ihn wie auf jeden geistig schaffenden Menschen eindringt, daß er im eigenen Innern die notwendige Widerstandskraft dem Schein und Sein gegenüber findet, daß er ein Einziger bleibt und allein mit dem fertig wird, was die Welt vor ihm aufwirft und was, indem ers bewältigt, sein Eigentum wird.

Wie sehr allein er aber ist und wie er, der innere und übrigens auch äußere Einsiedler, die Fülle der Gesichte bändig, das hat er schon in seinen frühesten, seinerzeit von dem mutigen Hans Weber — dessen Andenken begrüßt sei — herausgegebenen Blättern allegorischer Struktur gezeigt. Das Übermenschliche, niederschmetternd Große, das Jenseitige, das der Künstler schon als Kind hinter den Dingen witterte, ward hier mit einem grandiosen Mut ins grauliche Bild gezwungen. Wer hatte wohl vor ihm so den „Krieg“ gesehen, der gewaltiger als der hellenische Ires, in welterstürmendem Rhythmus die Massen zerstampft? Wer so den „Angstschrei“ vernommen, der aus verwundeter, zur Ohnmacht und Hilflosigkeit verdammt, von Maskeien mit blinzelter Gebuld beobachteter Kreatur in die endlos leere Wüste geht?

Schon damals zeigte sich, daß er eine eigene Welt ist, darin Kubin haust, eine Welt, von welcher er wahrlich, wie es auf einem phantastischen Blatt geschah, sagen darf: mein Reich. Ein Reich in der Tat zwischen Diesseits und Jenseits, recht „am Rande des Lebens“ gelegen, dessen „andere Seite“ von da aus mit unerbittlicher, wenn auch noch so verzeihender Klarheit geschaut werden kann, geschaut werden muß. Ein leidenschaftliches, ja mitunter ekstatisches Erleben gehört dazu, gehört zur Erschöpfung, Ausschöpfung dieser metaphysischen Situation, und dies Erleben zwang Kubin zu einer Weichte, die mehr als die Mittel des bildenden Künstlers verlangte, zwang ihn zur Niederschrift eines Romans, der es den Zeitgenossen allerdings wesentlich erleichtert, ihn den dachtenden Zeichner, den zeichnenden Dichter, zu „verstehen“.

Dieser Roman, „Die andere Seite“ betitelt, aus den Elementen der Dichtung und der Zeichnung organisch zusammengesetzt, ein Standardwerk der deutschen Phantastik nicht nur, sondern auch erste großartige Auserung der illustrierten Begabung Kubins, spielt in einem aus Fragmenten alter deutscher Städte zusammengekauften, von einem geheimnisvollen Sonderling beherrschten Ort Innerasiens. Er heißt Berle und ist von menschlichen Wesen bewohnt, die ein gespenstisches, mitunter grotesk lächerliches Wesen treiben. Erhabene Gedanken kreuzen sich mit fragwürdigen Redensarten. Sinnlose Geschehnisse werden abgeschlossen, freche Mummelien finden an der Tagesordnung. Ein Abdruck lastet auf dauernd grauem Tag, den eine unsichtbare Macht, Patara, regiert, ein Wesen, mehr als Mensch. Mittlerweile nähert sich der Gegenpol, ein Willensmensch amerikanischer Prägung, Der Kampf zwischen diesen Mächten steigert die Tollheit in Berle zum Überwitz. Ein Taumel des Untergangs kommt auf. Häuser zerfallen, Menschen entarten, Tiere überschweben die sterbende, von Seuchen vergiftete Stadt. Aber der Wille Pataras läßt nach. Alles Leben wird von einem Strudel apokalyptischen Geschehens aufgesogen. Inmitten des Grauens aber lebt das Wunder, Ureinwohner, schöne, seltsame Menschen, bewahren ein Geheimnis, keusch und unbefleckt. Wissende, wohnen sie in zierlichen Häusern und Gärten und reden nicht. Und niemand wagt sie anzusprechen. Ihre Erscheinung hält dem Beklemmenden ringsum die Wage. Darin liegt die seltsame Harmonie des Ganzen, das was „Die andere Seite“ über das rein literarische hinaushebt in eine Sphäre höchster Geistigkeit.

An den Roman schließt sich zunächst das illustrative Wirken Kubins, das ihn nicht nur als einen der fruchtbarsten, sondern auch der bedeutendsten Schöpfer dieser Art kennzeichnet. Denn er ist keiner von denen, die „ihren“ Stil gefunden haben und nun als leicht zu drehenden Schlüssel für alle Aufgaben benutzen, die sie dergestalt wohl gefällig, aber nicht bedeutend erfüllen können. Schon ein Blick auf die Illustrationen Kubins zu

den Erzählungen von E. A. Poe weist hier den Weg: welcher Unterschied in der zeichnerischen Technik, welcher Wandel des Ausdrucks von Band zu Band! Und doch, welche tiefe, innere Übereinstimmung! Es gibt keinen Stillstand in Kubins künstlerischem Schaffen, weil es in Kubins geistigem Leben keinen Stillstand gibt. Die funktive Entwicklung entspricht also einer gesamt-menschlichen Entfaltung, dem Weg des mächtigen Menschen, wie ihn Oskar A. S. Schmitt in einer umfangreichen biographischen Abhandlung genannt hat. Kubin illustrierte im Lauf einer verhältnismäßig kurzen Zeit Werke von E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Wilhelm Hauff, Paul Scheerbart, Friedrich Schlegel, Dostojewski, Strindberg. Aber um das Wesentliche dieser Illustrationen zu erkennen, ist es nötig, über die Wertung des rein Technischen hinauszugehen, weit hinaus. Denn Kubins Kunst ist in jedem Falle Auserung einer ungewöhnlichen, von reinen Kunstabsichten keineswegs restlos bestimmten geistigen Vitalität. Ihre illustrative Verlautbarung wird diktiert von einem außerordentlich entwickelten Vermögen der Einfühlung, von einem höchst verfeinerten Empfinden für das Wesenhafte, für das geheimnisvolle An-sich der Erscheinungen, in diesem Falle der dichterischen Ideen, die vom Künstler in seine eigene, in die Sprache der Zeichnung überleitet werden und infolgedessen nicht bei flüchtig äußerlicher Wiedergabe der Szenen verharren, sondern sie vielfach geradezu vertiefen, ihnen oft ganz neue, überraschende Perspektiven aufschließen. So öffnet sich dem, der Augen hat, zu sehen, in Kubins Illustrationen ein Reich seltsamer, eindringlicher und beziehungsreicher Gestaltung, das nicht bloß auf dem Papier seine Stätte hat. Es ist im übrigen nur natürlich und selbstverständlich, daß ein Künstler von der starken Individualität Kubins nur solche Dichtwerke illustriert, denen er sich „kongenial“ fühlt, zu denen er innere, seinem Wesen entsprechende Beziehungen hat, Werke mithin, deren geistige Art in ihm selbst elementare Lebenskräfte mitschwingen läßt. Die als Beispiele erwähnten Namen deuten an, wo Kubins geistige Heimat liegt.

Diese Heimat, die Verwurzelung des Künstlers im Jenseits der Sinnenwelt, in der anderen Seite des Lebens zeigt sich auch in den zahlreichen Bilderfolgen und Einzelblättern, in denen er, von literarischen Anregungen unabhängig, aus persönlicher Eingebung heraus seine eigene Welt gestaltet. Und auch hier wieder — welche Unterschiede des Ausdrucks, welcher Wandel von Werk zu Werk! Welcher Abstand zwischen den feinen, beinahe vorforschigen, gern die Fläche füllende Stricheleien jener ersten, schon erwähnten Weber-Mappe, die mittlerweile zur bibliophilen Seltenheit geworden ist, und dem lapidaren Strich etwa in den „Blättern mit dem Tod“, welcher Abstand, auch zwischen der ausschweifenden Phantastik der „Samsara“-Mappe und den gegenständlich ruhigeren, dabei nicht minder geist- und lebensprägenden Phantastien in „Mauhnacht“ und „Am Rande des Lebens“, in denen die Weisheit eines tiefen, welterfahrenen, schicksalsgeprüften Denkers, der philosophische Systeme in sich aufnimmt wie andere Menschen einen spannenden Roman, über das Chaos diesseitiger Daseinsbetrachtung lächelt, von schmerzlichem Mitgefühl bewegt, von geistiger Befreiung getrübt.

Im Laufe der Jahre ist er nun freilich recht berühmt geworden. Schon vor dem Krieg war eine umfangreiche, tiefstürzende und reich ausgestattete Monographie von Hermann Eßwein, dem Dichter und Kunsthistoriker, über ihn erschienen. Nach dem Krieg sind, außer der erwähnten Arbeit von O. A. S. Schmitt noch zwei Monographien über Kubin herausgekommen, von E. W. Bredt und von P. J. Schmidt, außerdem ein Auswahlbuch mit Selbstbiographie. Daraus ist zu ersehen, daß der Künstler kein geringes Echo bei seinem Zeitgenossen gefunden hat. Eben diesen Zeitgenossen gegenüber steht Alfred Kubin in voller Freiheit da: selbständig, unversehrt in seiner Eigenart als Mensch und Künstler, reich als Denker und Schöpfer, und unüberwindlich — der Starke ist am mächtigsten allein — in der Verbindung von soviel Freiheit mit soviel Reichtum. Und ein solcher Mann steht freilich nicht absichts, auch wenn er nicht die breiten, vielgenannten Straßen geht: denn seine geistige Gestalt ist weithin sichtbar, verkörpert nämlich in einem Werk, das wie ein erratischer, aus Ur-Bezirken des Daseins herausgeworfener Block das Riesgeschick einer nur allzu vergänglichen Gegenwart groß und dunkel überragt.

Zeitschriftenschau

Elegante Welt. Als Spezialfrühjahrsmodennummer kommt soeben die neueste Ausgabe der „Eleganten Welt“ heraus. Sie orientiert in genauer Weise über die Neuheiten der Damenmode in all ihren Einzelheiten auch auf dem Gebiet der Sportkleidung. Die Frühjahrsfilhouette des Herrn wird in künstlerischen Aufnahmen und in einem informierenden Artikel umrissen. (Verlag Dr. Gieseler & Co., Berlin.)

Der Okkultismus. Illustrierte Monatschrift zur Aus-sprache und Aufklärung über alle Zweiggebiete und Auffassungen des Okkultismus und verwandter Richtungen. Verlag Gustav Thomas, Bielefeld, Nr. 6. November 1926. Preis 80 Pfg.

Goethe und die heutige Jugenderziehung

Von Dr. A. Weigel

(Nachdruck verboten!)

Unsere Jugend hat es heute in mancher Hinsicht nicht leicht, und ihre vielseitige Anspruchnahme ist besonders im Getriebe des Großstadtlebens und der Großstadtkultur immer mehr gewachsen. Otto Ernst hat einmal in einer kleinen Schrift von „Des Kindes Freiheit und Freude“ ausgeführt, wie sich jedem Wünsche nach Spiel, körperlicher Ausarbeitung oder Pflege persönlicher Neigungen das Donnerwort „Schularbeiten“ entgegenstelle und die Jugend ihre Schultüte, ihr Klavier, ihren Wald, ihren Garten oft nur mit sehnsüchtigen Blicken streifen dürfe. Freilich ist es außer den Forderungen der Schule und zahlreichen zerstreuten Einflüssen heute auch manche ernste Pflicht, die schon an das Kind herantritt, und deren Erfüllung die oft im schwersten Wirtschaftskampfe stehende Familie von ihm verlangt. Wie kann sich nun unsere Jugend trotz dieses Zwanges der Verhältnisse die nötige Freiheit sichern, die Zeit für Spiel und innere Sammlung des kindlichen Ichs, damit ihr die kostbarste Kraftquelle für das spätere Leben, Eigenart und Trost, erhalten bleibe? Es hilft nichts: der Sinn für die Ausnutzung der Stunde muß schon im Kinde geweckt werden! Goethe, in dessen Leben kaum eine Minute unbenuzt blieb, schrieb daher seinem Enkel Walter ins Stammbuch: „Ihrer sechzig hat die Stunde, über tausend hat der Tag, Söhnchen, merke dir die Kunde, was man alles leisten mag!“

Hat Goethe damit ganz in unsere Zeit, so ist er auch in so manchen anderen Ansichten über Jugenderziehung überraschend modern. Unsere heutige Pädagogik sieht im Kinde ein Lebewesen mit Eigengesetzlichkeit und Eigenwert, mit eigenem Entwicklungsrhythmus in seinem seelischen und körperlichen Leben. Freilich — Theorie und Praxis gehen oft noch weit auseinander. Noch immer ist der Wahn, daß man in ein Kind alles hinein-erziehen könne, ebenso weit verbreitet wie die Anschauung, daß massenhafte Anhäufung von Wissen Bildung bedeute. Und Goethe? Von innen heraus aufbauen, die Eigenart pflegen und kräftigen, sich von den natürlichen Gesetzen des sich entwickelnden Lebens leiten lassen! — so löst es aus allem, was er über Jugend- und Kindererziehung gesagt und geschrieben hat. „Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln“, und Jarno sagt in den „Wanderjahren“: „Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist“. Am schönsten bekennt die Mutter in „Hermann und Dorothea“: „Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen; so, wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben, sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren“. Gründlichkeit in der Bildung und Konzentration erscheint ihm viel wichtiger als Viel-seitigkeit. „Eins recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen“, und in den „Wahlverwandtschaften“ äußert er: „Indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man sie leicht ins Grenzenlose, ohne im Auge zu behalten, was denn eigentlich die innere Natur fordert“. Es ist bezeichnend, daß hinsichtlich der Art der höheren Schulbildung, die wir unserer Jugend geben, erst die jüngste Zeit das Problem der „Verfrühung“, auf das Goethe verschiedentlich hindeutet, in den Mittelpunkt gerückt hat und alles für wertlosen Ballast erachtet, was der junge Mensch gemäß dem Stande seiner Entwicklung nicht voll und ganz mit seinem geistigen Ich zu verschmelzen vermag. Goethes Ansichten über Jugenderziehung sind für uns auch deshalb so wertvoll, weil sie nicht allgemeinem Theoretisieren entspringen, sondern aus unmittelbarer Anschauung und eigener praktischer Erfahrung erwachsen sind, die er in seiner Sorge für den jungen Fritz von Stein, für seinen eigenen Sohn August und in der Anteilnahme am Heranwachsen seiner beiden Enkel betätigte. Gerade im Hinblick auf seinen Sohn äußerte er einmal: „Meine einzige Sorge ist, bloß zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Not nach so vielen Seiten hin und ist schuld an so vielen Richtungen, die wir an Erwachsenen bemerken.“

Eine besondere Rolle spielt in unserer modernen Zeit die Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, wie sie mit dem Heranreifen der Jugend, eingeleitet durch die Periode der „Flegeljahre“, in die Erscheinung zu treten pflegt und oft nicht nur die Harmonie der Familie stört, sondern ihre innere Einheit geradezu sprengt. Goethe hat sich mit diesem Problem häufig beschäftigt. Er beklagt, daß die Väter beschränkt genug wären, die Kinder „nach ihrem Ebenbild erziehen zu wollen“. Sie vergäßen, daß „jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht und die Eltern den Kindern dagegen meistens nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen“. Nach unserer heutigen Anschau-

ung ist der einzige Weg, um einer Entfremdung zwischen Mit und Jung vorzubeugen, der, daß Vater und Mutter zur rechten Zeit auf die Unterordnung des Kindes verzichten und sein Berater, Führer und Freund werden. Ganz ähnlich rät Goethe: Der Versuch des Kindes, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, ist dem Willen der Natur gemäß, und der Vater, erhebe seinen Sohn zum Mitbestitzer, er lasse ihn mitbauen, pflanzen, und erlaube ihm, wie sich selbst, eine unschädliche Willkür.

Wenn schließlich die moderne Erziehung dem triebhaften Drange der heutigen Jugend nach Körperkultur und körperlicher Ertüchtigung entgegenkommt, so wandelt sie auch damit in Goethes Bahnen. Leibesübungen empfiehlt er aufs wärmste, und in „Dichtung und Wahrheit“ spricht er davon, wie die Leibesübungen dem Menschen neue Lebensfreude verleihen und ihn jugendlich und frisch erhalten. Auch für die Verbreitung des Turnens hat er sich eingesetzt. Er selbst trieb Reiten, Fechten, Schwimmen, Jagen und Schlittschuhlaufen, und wie sehr ihm die körperliche Ertüchtigung der jungen Generation am Herzen lag, zeigt ein Gespräch mit Eckermann 1828: „Zum Beispiel kann ich nicht billigen, daß man von den künftigen Staatsdienern gar zu viel theoretisch gelehrt Kenntnis verlangt, wodurch die jungen Leute körperlich und geistig vor der Zeit ruiniert werden. . . . Was sie am meisten bedürften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Leben unerlässlich ist. Wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist? . . . Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier läte es gut, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.“

Der Grund alles Erziehens aber wird immer und ewig in der Persönlichkeit des Erziehers, die Wirksamkeit eines Erfolges in seinem inneren Verhältnis zur Welt des Kindes ruhen. Goethe besaß jene unerlässliche Wärme der Empfindung und jene innige menschliche Zuneigung, wie sie allein aus einem guten und großen Herzen quillt. „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde“, bekennt er im „Werther“. „Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Reime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden . . . immer wiederhol ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen!“

Das Geheimnis der inneren Sekretion

Neue Forschungsergebnisse

Von Univ.-Professor Karl Wagner

In den letzten Jahren ist eine ganz außerordentlich große Menge von Tatsachen bekannt geworden, die für die große Bedeutung der inneren Sekrete für das körperliche und geistige Wohl des Menschen sprechen. Über die sieben wichtigsten Drüsen, die derartige Sekrete bilden und dem Körper zuführen, sind wir in anatomischer sowie histologischer Hinsicht recht gut orientiert — die Sekrete selbst kennen wir aber meist nur aus ihren Wirkungen. Über ihre chemische und physikalische Natur sind

unsere Kenntnisse noch recht lückenhaft, was wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie nur in Spuren im Blute aufzufinden und in recht geringer Konzentration in der Drüse selbst anzutreffen sind. Nicht alle inneren Sekrete sind aus dem Drüsenbrot isoliert und rein dargestellt worden. So viel kann aber schon heute mit einer gewissen Sicherheit gesagt werden, daß es sich bei ihnen nicht um allzu komplizierte chemische Körper handelt, die an die Komplexität des Eiweißes gar nicht heranreichen. Nur in einem Falle ist es gelungen, das Sekret einer Drüse nicht nur chemisch zu definieren, sondern es auch synthetisch aufzubauen. Es ist dies das Sekret der Nebenniere, das Adrenalin, dessen chemische Natur durch die Synthese klargestellt werden konnte. Seitdem hat es in der Medizin eine weite Verbreitung und große Anwendung, besonders in der Chirurgie, gefunden. Es ist dem bekannten Brenzkatechin verwandt, das als photograpischer Entwickler schon seit längerem in Gebrauch ist. Ferner hat man die wirksamen Bestandteile des Hirnanhanges, einer etwa kirchgroßen Drüse an der Gehirnbasis, zwar aufgefunden und in der ärztlichen Praxis verwendet, über ihre chemische Zusammensetzung wissen wir aber noch gar nichts.

Sehr wichtig ist in diesem Zusammenhange eine erst in jüngster Zeit gelungene Entdeckung. Man hat nämlich das Sekret der Schilddrüse nicht nur in reinem Zustande isolieren können, sondern auch seinen chemischen Aufbau in allen Einzelheiten erkannt. Es ist zu erwarten, daß die vollständige Synthese in nächster Zeit durchgeführt werden wird.

Von dem Insulin der Bauchspeicheldrüse, das der bis dahin als tödlich geltenden Zuckerkrankheit fast jeden Schreden genommen hat, war in der letzten Zeit viel die Rede. Wir sind zwar in der Lage, die heilbringenden Wirkungen dieses Sekrets anzuwenden, kennen aber bisher nur wenige physikalische Eigenschaften, während der chemische Charakter des Stoffes noch ganz dunkel ist.

Noch schlimmer ist es mit den inneren Sekreten der Geschlechtsdrüsen bestellt, die seit den Verjüngungsexperimenten Steinachs, Boronows und vieler anderer ein ganz besonderes Interesse gewonnen haben. Diese Sekrete bewirken durch ihre Anwesenheit im menschlichen Körper nicht nur die geistige und körperliche Jugendfrische, sondern auch den typischen Unterschied des weiblichen und männlichen Naturells. Werden diese Stoffe alternden Personen in den Blutkreislauf gebracht, so können die erloschenen Kräfte wieder zur Entfaltung gebracht werden. Nun aber sind die Verjüngungsmethoden noch recht umständlich. Das Verfahren beruht meist auf einer Pfropfung von jugendlichen Keimdrüsen in den alternden Organismus, was beim Menschen mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, da das menschliche Material, das zur Verwendung zu gelangen hat, nur sehr schwer zu beschaffen ist. Boronow und andere Forscher sind dieser Schwierigkeit bekanntlich dadurch aus dem Wege gegangen, daß sie Geschlechtsdrüsen von Affen, deren Blutsverwandtschaft mit den Menschen ja erwiesen ist, in den Körper des Letzteren verpflanzten und dadurch eine Zeitlang dem alternden Körper die fehlenden Sekrete gaben. Doch auch diese Methode ist recht umständlich. Es hängt in hohem Maße vom Geschlecht des Chirurgen ab, ob solche verpflanzte Fremdkörper auch wirklich Wurzel fassen und vom Blutgefäßsystem des Wirtes ernährt werden. Hieraus folgt, daß es sehr wünschenswert wäre, die wichtigen Stoffe der Keimdrüsen dem Blute auf einfachere Art beizubringen. Die gegebene Art wäre es, die Sekrete rein darzustellen und

sie dem Blute direkt zuzuführen. Der Weg der Förschung ist, wenn man das oben Angeführte berücksichtigt, vorgezeichnet. Möglichst mühten sie synthetisch hergestellt werden, nachdem man ihre Struktur bestimmt hat, wie es mit dem Adrenalin geschehen ist. Leider sind wir aber auf diesem Wege noch nicht sehr weit gelangt. Die „Geschlechts-hormone“, wie diese Stoffe auch genannt werden, gehören zu den am wenigsten bekannten inneren Sekreten, aber soviel ist auch hier sicher, daß es sich um Stoffe handelt, die nicht zu den Eiweißen gehören. Durch zahllose Tierversuche ist festgestellt worden, daß sie nicht art-, sondern geschlechtspezifisch wirken. Was letzteres bedeutet, soll an einem Beispiele erläutert werden. Das Sexualhormon eines Stieres ist identisch mit dem eines Hengstes, aber nicht mit dem einer Kuh. Dasselbe gilt auch für die entsprechenden Hormone eines Menschen — beispielsweise ließen sich mit dem männlichen Sexualhormon eines Kanarienvogels dieselben Wirkungen erzielen, wie mit dem menschlichen selbst. Falls es nun möglich wäre, die Hormone der großen Säugetiere chemisch rein darzustellen, so ließe sich der operative Eingriff vollkommen vermeiden; es genügte, die Stoffe periodisch dem Blute zuzuführen. Noch günstiger lägen die Verhältnisse, wenn es gelänge, die Hormone künstlich und fabrikmäßig herzustellen, denn auch die Geschlechtsdrüsen der Tiere sind nicht gerade billiges Material, und stehen nicht in unbeschränktem Maße zur Verfügung.

An der Isolierung der Geschlechts-hormone wird daher allerorts fieberhaft gearbeitet. In letzter Zeit haben besonders die Untersuchungen des Berliner Klinikers Bonde Bedeutung erlangt. Es ist ihm gelungen, wenigstens das weibliche Sexualhormon der Kuh zu isolieren und es, in Wasser gelöst, fast rein darzustellen. Nach seinen Angaben hat es nichts mit dem Eiweiß zu tun, ihm fehlt der für dieses so charakteristische Schwefel, es ist hitzebeständig und gut konservierbar. In wässriger Lösung diffundiert es durch tierische Membranen — gehört demnach zu den kristallisierbaren Körpern; sein Molekül kann nicht sehr groß sein. Dieser Stoff nun, den der Gelehrte Follikulin nennt, ist in seinen Wirkungen an Tieren sehr genau erforscht worden. Auch am Menschen wurden sehr erfolgreiche Versuche angestellt.

Mit seinem Präparat ist es Bonde gelungen, in vielen, bisher hoffnungslosen Fällen bei Frauen, wo die schwersten Störungen auf dem Gebiete des Sexuallebens vorlagen, eine ganz wunderbare Heilung zu erzielen. So hoffen wir, daß es der Wissenschaft gelingt, auch das männliche Hormon zu isolieren und womöglich die Struktur beider zu bestimmen. Von ganz besonderem Interesse wäre es, die chemische Verwandtschaft beider Stoffe festzustellen und — falls eine solche vorhanden ist — zu zeigen, welchen Gruppen im Molekül die spezifisch männlichen und welchen die spezifisch weiblichen Eigenschaften zuzuschreiben sind. Immerhin bedeuten die erwähnten Erfolge einen wichtigen Schritt vorwärts — auf die weiteren Ergebnisse darf man mit Recht gespannt sein.

Bücheranzeige

Wie erziehen wir unsere Kinder? Pädagogische Vorträge aus Leben und Erfahrung für Eltern und Lehrer. Unter Mitwirkung der Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung (E. B.) herausgegeben von Oberstudienrat Dr. J. Prüfer. 2. verbesserte Auflage. (Zu diesem Ballonroman mit Goldaufdruck 8. —. V. G. Teubner Leipzig.) Nicht wie man nach Meinung eines Theoretikers eigentlich erziehen muß, will uns das Buch sagen, sondern: wie in konkreten Einzelfällen geschickte Eltern tatsächlich mit Erfolg erzogen haben, das wird uns hier gezeigt.

Karlsruher Konzerte

Unter dem musikalischen Banner von Josef Aloys Bekannte sich das Bad. Landestheaterorchester im vorletzten (IX.) Sinfoniekonzert nochmals zur Moderne. Ein Frühwerk von Arnold Schönberg war, aber immerhin ein Schönberg'sches Opus war an den Anfang postiert. Diese „Verklärte Nacht“ ist faszinierend in der Stimmung insbesondere gar kein Gebl. Welch entscheidende Anregung die jüngeren und jüngsten Komponisten gerade dieser Schöpfung verdanken, ist heute überdies auch wissenschaftlich festgelegt, weniger vielleicht die Tatsache, daß Wagner selbst gelegentlich äußerte, er habe sich mit dem Tristan in einem großen Zertum befinden. Natürlich hat ein so intensiv nachempfundenes Produkt wie die „Verklärte Nacht“ noch nicht allzuviel Elementares zu verkünden, aber es wäre trotzdem ungerecht, ihm jede Eigenbedeutung abzusprechen zu wollen, zumal es als Übergangswerk sich in der Literatur nun seit fast dreißig Jahren einen wichtigen Platz gesichert hat und damals einen gefährlichen Augenblick der Entwicklung überwinden half. Von der Gemeinschaft mit dem Dichter Richard Dehmel ist freilich nicht viel übrig geblieben; was daran musikalisch existiert und lebendig anmutet stammt keineswegs aus der poetischen Vorlage, so romantisch und gefühvoll diese an sich auch sein mag.

Es scheint überhaupt eine merkwürdige Angelegenheit, solche Verquickung von sinfonischer Musik und irgendwelcher Dichtung, denn beide Teile werden sich höchst selten geschwistlich aneinander und es wird immer — von wenigen Ausnahmefällen abgesehen — ein problematischer Rest zwischen Wortbild und Klangsymbol übrig bleiben. Dies fragwürdige Resultat bestätigte die erneute Aufführung von Arthur Kullersers op. 12, dessen nunmehr einem größeren Kammerensemble beigelegte Sopranstimme uns den Gedanken einer vielleicht doch noch möglichen Form für derlei „Sinfonische Gesänge“ hoffnungslos entfremdet hat. In meiner Einführung, die jedoch auf Wunsch des Komponisten leider dem Programm nicht beigegeben wurde, hatte ich versucht, ebenfalls aus einer historischen Kristallisation und dann aus der theosophischen Haltung des Autors das Wert einigermaßen begründlich zu machen und darin wenigstens eine der Schönberg'schen Programmatik nicht ganz unähnliche Entwicklung von Moll zu Dur (sogar in der gleichen Tonart), aufzuzeigen. Zweifellos liegt nämlich auch der thematischen Konstruktion eine bestimmte Idee zu Grunde, aber sie wirkt

sich schöpferisch wenig überzeugend aus. Im Fall Schönberg gab ein Poem immerhin Anlaß zu einem festgeschlossenen Klanggefüge und gipfelte in sinfonischer Summierung, bei Kullerser hat man dagegen kaum den Eindruck, daß das Klangliche Halbdunkel und die dichterische Absicht, soweit sie in der abstrakten Spekulation der Verse überhaupt spürbar ist, sich ineinanderbefinden. Fehlt also unerkennbar der Stempel innerer Echtheit und Notwendigkeit, dann braucht man auch nicht weiter nach etwaigen musikalischen Vorzügen fragen. Es ist zudem heute wieder meine Meinung, daß das Werk weder durch Intensität der Empfindung, noch durch faszinierende Kraft der Illustration in Wann schlägt; sollte auch sein ethischer Wert ihm unter den Früchten der Gegenwart eine Sonderstellung zubilligen, für den Menschen der Gegenwart, dessen Nerven durch bildhafte Vorstellungen nicht nur gereizt, sondern förmlich emporgeworfen werden müssen, bietet es jedenfalls recht wenig und bleibt ungenügend. Mitentscheidend für den schwachen Erfolg dürfte auch sein, daß nicht einmal die Singstimme als Landschaft die Melodiebestimmungen entgegenkommt. Wie Joseph (Stuttgart) hatte somit die recht unankbare Aufgabe, ohne Aussicht auf irgendwelche Verständlichkeit sich gegen musikalische Kleinigkeiten zu behaupten.

Als stärkste Fantasielieferung — schon in der doppelorchestralen Formgestaltung — fand das energische Schlußstück des Abends (Concerto grosso von Heinrich Kaminski) spontanen Anlaß. Zweifellos steckt auch darin viel Problematik, aber es ist die Geistigkeit der Generation vor und um Bach, die von vornherein das Werk bestimmend profiliert und es über ephe meren Bedeutung hinausweist. Kaminski hält es jedoch nicht nur für seine künstlerische Pflicht zu altertümeln, nein er zielt gleichzeitig auf eine Synthese ältester und modernster Ausdruckselemente. Dies besonders macht sein Schaffen aktuell und sichert ihm die Aufmerksamkeit aller vorrichtigen Leute, die einstweilen von einer gefunden Tradition mehr für die Zukunft erhoffen wie von jedem radikalen Bruch mit der Vergangenheit. Es ist ja außerdem beinahe schon zur Frage geworden, wer unter den Jünglingen als erster wieder an das Phänomen Bach anknüpft. Sogar Schönberg und Strawinsky haben es versucht, aber die zeitgemäße Fort- und Umbildung findet sich dennoch bei Kaminski, der überdies dem wesentlichen Begriff Bach bedeutend nähersteht als je der romantisch belagerte Neger. Die Wiebergabe der einzelnen Sätze war allerdings nicht so subtil ausgearbeitet und konnte es wohl zunächst auch gar nicht sein, daß aus jeder Nuance dies ohne weiteres und zwingend deutlich wurde. Gleichwohl empfin-

gen doch alle Hörer eine ungefähre Vorstellung davon und fühlen, wie kraftvolle Mobilität soeben auf dem Konzertpodium erklingen war. Schade nur, daß man die überwältigende Augenblickswirkung nicht sofort bei einer Wiederholung nachprüfen durfte, es hätte sich im Interesse des Wertes und des — Auditoriums unbedingt gelohnt!

Von Juan Manuel dem spanischen Geigenvirtuosen, der seit einem Vierteljahrhundert die ganze musikalische Welt bereist, hat man in den letzten Jahren bei uns wenig gehört. Eigentlich erst mit der Aufführung seines sinfonischen Dramas „Der Weg zur Sonne“ (Magdeburg) hat er sich auch in Deutschland wieder in Erinnerung gebracht. Er scheint nun auch im Konzertsaal abermals stärker hervortreten zu wollen, und es wird ihm schnell gelingen, sich die alte ruhmvolle Position zurückzuerobieren, denn er ist noch immer einer der größten Meister seines Instrumentes und nicht einmal, wie so manches Genie heutzutage, in klassischen Werken ungenießbar. Selbst ein stillerfindlicher Hörer mußte anerkennen, daß er gefasert, wo er nach 17 Jahren zum ersten Mal wieder hier konzertierte, Mozart a. D. keineswegs ins Virtuose transponierte. Auch Bach nicht, von dem „Adagio und Fuge“ folgten. Mehr der manuellen Akrobastik gehörte dann der zweite Teil des Programms, aber infolge der erstaunlichen Reproduktion konnte man sich auch ein sonst mit Recht so mißachtetes Stück wie Vaginis's Regentanz gefallen lassen. Als routinierter Pfadfinder zwischen den weißen und schwarzen Lasten hatte Willy Bräuer beträchtlichen Teil an dem betont herzhaflichen, gealtert durch mehrere Zugaben quitierten Erfolg.

Ein kleine Pause erlaubte am gleichen Abend noch zwei jungen Schweizer Künstlerinnen einige Beachtung zu schenken; es fiel dem künftigen Frömmann dabei nicht schwer, sehr schnell sich ein ziemlich abschließendes Urteil zu bilden. Ein brav geschultes Klaviertalent ist auf jeden Fall Hannu Stöcklin (Basel); ihrem künstlerischen Ausmaß entsprechen auch vorläufig die gemäßigten Stücke; ausnahmslos Mittelstufe, aber klar disponiert und pentlich sauber vorgebracht. Mit wohlwollender Nachsicht muß man sich hingegen bei Franz Jenny (Basel) wappnen, deren Sopran es an bestrickenden Reizen fehlt und deren temperamentlose Nüchternheit den erforderlichen raschen Wechselströmen des Impulses sowohl in der Arie wie im Lied noch nicht gewachsen ist. Daß bei soviel Mittelstufen und vor lauter Wohlklanglosigkeit keine rechte Stimmung im schwachbesuchten Künstlerhausaal aufkommen konnte, scheint daher sehr begreiflich. H. Sch.